

BERÜHRUNGSPUNKTE UND UNTERSCHIEDE VON JUDENTUM UND CHRISTENTUM

Toraschrein und Tabernakel

Die Entstehung von Judentum und Christentum wird als „Trennungsgeschichte“ bezeichnet. Diese lange Geschichte der Trennung vom Judentum war in seltenen Phasen nicht durch Hass und Unverständnis von Seiten der Christen geprägt. Wer sich nach der Schoa nach einer weniger getrennten Fortsetzung der Geschichte sehnt, mag nach Brücken suchen, die die Hoffnung stärken, dass es einen neuen gemeinsamen Anfang geben kann. In diesem Kontext ließen sich in den Liturgien von Juden und Christen Elemente finden, die eine Verwandtschaft der beiden Religionen spiegeln. Dennoch lässt sich daraus die „gemeinsame Wurzel“ nicht rekonstruieren.

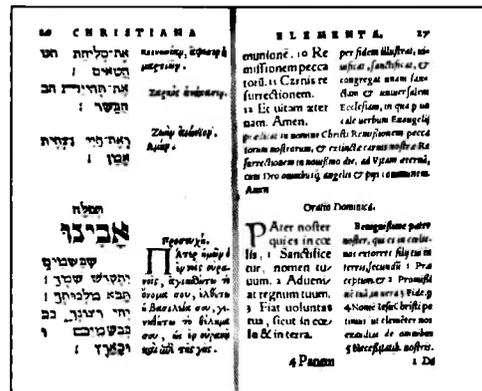
Den christlichen Pionieren dieser Arbeit kommt das große Verdienst zu, die Sympathie an Liturgie und Literatur des Judentums neu geweckt zu haben und damit die Sehnsucht vieler Christen danach, in Freundschaft mit Jüdinnen und Juden, die zum Glück wieder in deutschsprachigen Ländern leben wollen, in die Zukunft zu gehen. Diese Bewegung ist mächtig genug, um in manchen Details heute auf neue, historisch tragfähigere Grundlagen gestellt zu werden.

Christliche Theologinnen und Theologen wenden sich darüber hinaus gelegentlich dem heutigen (und rabbinischen) Judentum zu, um an dieses Fragen zum Ursprung des Christentums zu stellen, deren Antworten in der christlichen Tradition nicht bewahrt wurden. In diesem Kontext möchte ich an drei Beispielen – dem Vaterunser, dem Tabernakel und den Gebeten zur Gabenbereitung in der katholischen Messfeier – zeigen, dass das Judentum, seine Kultur in Geschichte und Gegenwart, um seiner selbst willen studiert werden muss. Über den Umweg der Akzeptanz seiner Fremdheit und unbedingten Eigenwertigkeit kann es dem Christentum bei seiner Suche nach Details seines Selbstverständnisses helfen.

DAS VATERUNSER

Jesus war Jude. Viele Christen und Juden unserer Zeit werden darauf aufbauend auch der Aussage, dass das Vaterunser ein „jüdisches“ Gebet sei, zustimmen. Insofern nicht nur Jesus, sondern auch die Autoren der neutestamentlichen Bücher, die das Vaterunser überliefern, Juden waren, ist das richtig. Das Vaterunser ist obendrein frei von spezifisch christlichen Vorstellungen. Jüdische Gelehrte können es als Gebet vollziehen, auch wenn es sich nicht im jüdischen Gebetbuch findet.

Das Vaterunser wird allerdings von vielen Christen (und nicht-christlichen Kennern unserer Kultur) als typisch christliches Gebet verstanden – so typisch, dass jemand, der es spricht, für sich und



DAS VATERUNSER in hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache zusammen mit einem lateinischen Kommentar. Aus dem Druck von Heinrich Petri März „Christiana trium linguarum Elementa, Basel 1545.

© Öffentliche Bibliothek der Universität Basel

alle, die es hören, seine christliche Identität zum Ausdruck bringt. Das Vaterunser ist als eigentlich jüdisches Gebet ein christlicher Identitätstext. Es ist ohne Zweifel ein christliches Gebet.

War es als jüdischer Text auch ein jüdisches „Gebet“? Christen der ersten Jahrhunderte haben es als Identitätstext verstanden – allerdings nicht als Teil einer Liturgie. Nur die vermutlich älteste Kirchenordnung (vom Beginn des 2. Jh.), die so genannte „Didache“, empfiehlt, das Vaterunser dreimal täglich zu rezitieren, ohne Auskunft darüber zu geben, in welchem Kontext das geschehen sollte. Diese Idee hat keine Spuren in der Praxis hinterlassen. Sie bezeugt allerdings die Vorstellung, dass das Vaterunser als wichtiger Text aus dem Evangelium verstanden wurde. Die Didache empfiehlt das Gebet als Praxis gegen (die) „Heuchler“. Ob damit die Juden gemeint sind, lässt sich aus dem unmittelbaren Kontext nicht erkennen (Anm. d. Red.: s. dazu die konträre Position S. 14).

Für seine Ausleger im antiken Christentum ist das Vaterunser vor allem ein ethischer Text. Es muss als Text, der von Jesus stammt, verinnerlicht und gelebt, nicht in der Liturgie rezitiert werden. Wenn Theodor von Mopsuestia (=428) den erwachsenen Taufbewerbern in einer Predigt das Vaterunser erklärt, steht für ihn noch fest, dass derjenige Christ ist, der im Geist Christi, nämlich ethisch einwandfrei, lebt und nicht einer, der das Vaterunser in einer Liturgie mitspricht. Gegen Ende des 4. Jh. wird es an manchen Orten in die Liturgie der Messe und der Tagzeitenliturgie eingefügt. In christliche Liturgien gelangt das Vaterunser demnach relativ spät und nicht als Erbe einer älteren, jüdischen Liturgie. Der literarische Kontext des Vaterunser (Mt 6,6), der geradezu verbietet, öffentlich zu beten, ist

daher eine lange Zeit für sein Verständnis repräsentativ. Das Vaterunser ist im Licht seiner unmittelbaren Nachgeschichte höchstens als literarisches Modell für Privatgebete entstanden, nicht aber als Formel für einen Gottesdienst.

Teil der jüdischen Liturgie war das Vaterunser nie. Dennoch sind die Details dieses Gebetes am besten im Kontext zeitgenössischer und sogar der viel jüngeren, rabbinischen Texte zu deuten und zu verstehen. Über seine kulturelle Verankerung im antiken Judentum besteht daher kein Zweifel. Ist es erstaunlich, dass ein dermaßen nichtchristlicher Text zum Kern vieler christlicher (privater wie gemeinschaftlicher) Gebetsvollzüge geworden ist? Die Frage ist mit einem klaren „Nein“ zu beantworten. Das Wesen des Christseins kann über die Beschreibung der Grenzen zu anderen Gruppen oder über eine Formulierung aus seinem Zentrum bestimmt werden. Ein Abgrenzungstext wird eine Definition durch die Sammlung von strittigen Punkten als Bedingungen für die Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit versuchen. Ein Identität stiftender Text kann aber den Blick darauf lenken, was „uns“ sehr wichtig ist – aber auch „anderen“ ebenso wichtig sein kann.

Um ein Beispiel aus dem Bereich des rabbinischen Judentums anzuführen, hat sich nach der Zerstörung des Tempels in Jerusalem das *Schema Israel* („Höre Israel“, Dtn 6,4) als zentraler Text zum Ausdruck jüdischer Identität entwickelt. Als Teil des Alten Testaments, das auch Bibel der Christen ist und nichts Unchristliches enthält, hätte er im Christentum ebenfalls eine so hohe Bedeutung erhalten können. Dazu kam es im Lauf der Geschichte aber nicht. Obwohl Christen im „Höre Israel“ einen Text der Christen und Juden gemeinsamen Bibel erkennen und Juden bei genauem Hinsehen im Vaterunser nichts finden werden, was inhaltlich dem Judentum widerspricht, trennen die beiden Texte durch ihre Funktion, obwohl sie durch ihren Inhalt auch verbinden könnten. Das jüdische Vaterunser ist seit dem Ende der Antike ein typisches Element der christlichen Liturgie. Das biblische „Höre Israel“ ist ihr fremd.

Nach der Gründung des Staates Israel wurde ein Gebet um Wohlergehen und Zukunft für diesen geschaffen. Es ging auch in die Gebetbücher des Judentums in anderen Teilen der Welt ein. Sein Anfang lautet „Unser Vater im Himmel“. Darf man diese Worte als zarte Spuren einer sehr jungen Konvergenzgeschichte von Judentum und Christentum werten? Offenbar verdunkelt das Bild der auseinander wachsenden Äste auf einem Baumstamm die Trennungs- und Konvergenzgeschichte zwischen Christentum und Judentum mehr als es erhellt. Das Vaterunser hat keine „Wurzel“ in einer jüdischen Liturgie. Wer es spricht, deutet sich schon seit vielen Jahrhunderten als Christ. Nach fast eineinhalb Jahrtausenden als Teil der christlichen Liturgie stellen Juden und Christen fest, dass sein Inhalt sie nicht trennen muss.

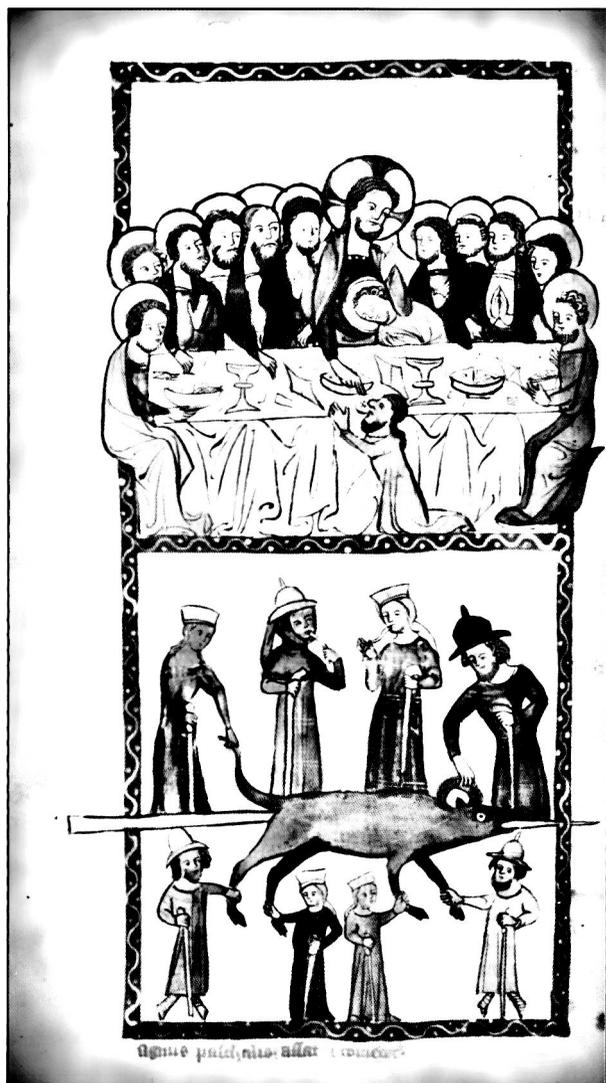


TORASCHREIN (ARON HA-KODESCH) aus der Synagoge in Krakau; mit Inschrift „Sei stark wie ein Leopard, leicht wie ein Adler, flink wie ein Hirsch und stark wie ein Löwe, um den Willen deines Vaters zu erfüllen“. Holz, geschnitzt und bemalt, 130 x 96 cm. • akg

TORASCHREIN UND TABERNAKEL

Auch wer in die Gestaltungsprinzipien von Kirchen und Synagogen nicht eingeweiht ist, wird am Verhalten der Gemeindemitglieder während (und teilweise auch außerhalb) des Gottesdienstes schnell begreifen, dass Katholiken und Juden zumeist an der Stirnseite des Raumes wichtige Gegenstände ihrer Religion – eucharistisches Brot oder Torarollen – aufbewahren. In den Kirchen der Reformation wurde dieser Brauch aufgegeben. Er ist aber alt genug, um noch Teil der gemeinsamen Kirchengeschichte zwischen Katholiken und den Kirchen der Reformation zu sein. Wenn also Juden und Christen, die sich doch schon bald nach der Lebenszeit Jesu „getrennt“ haben sollen, ein so typisches Detail der Sakralarchitektur gemeinsam haben, könnte man meinen, es ginge auf gemeinsame „Wurzeln“ zurück. Dabei fällt der Blick schnell auf den Jerusalemer Tempel, der ebenfalls einen besonders heiligen Raum in der Mitte der Anlage aufwies und auf den sich zuweilen Deutungen der Kirchengebäude und der Synagogen berufen.

Damit sind aber auch schon alle Parallelen erschöpft. Im Christentum entstand die Zentralität und architektonische Hervorhebung des Aufbewahrungsorts des eucharistischen Brots nach der Jahr-



PESSACH UND ABENDMAHL
 Buchmalerei, Westfalen, um 1360. © akg

tausendwende, obwohl konsekrierte Hostien schon im 9. Jh. in einem Schrein auf dem Altar aufbewahrt wurden. Davor gab es unterschiedliche Bräuche der Aufbewahrung. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung pflegten die Gläubigen das Brot mit nach Hause zu nehmen.

Im rabbinischen Judentum wurden die Torarollen, die neben ihrer religiösen Bedeutung auch als Kunstwerke der Schreiber einen hohen materiellen Wert besaßen, in besonderen Schränken verwahrt, die zunächst mobil waren. In der Fasten- und Bittliturgie, die bei anhaltender Trockenheit in Palästina vorgesehen ist, wird der Toraschrein „auf die Straßen der Stadt“ gebracht (Mischna Taanit 2,1). Nachdem sich Synagogen als Bautypen entwickelt hatten, entstanden auch fest im Gebäude verankerte und architektonisch hervorgehobene Orte der Aufbewahrung der Torarollen. Jede Deutung dieser Gebäude mit Elementen des Tempels in Jerusalem interpretiert die Gebäude daher nachträglich. Die Tempelsymbolik des Synagogenbaus bringt keine ungebrochene Kontinuität von Architektur oder deren Verständnis aus der Zeit vor 70 n. Chr. zum Ausdruck.

Toraschrein und Tabernakel haben daher keinen gemeinsamen Ursprung. Sie sind in verschiedenen Epochen unabhängig vonei-

ander und ohne Parallele ihrer Zweckbestimmungen entstanden. Wer Ähnlichkeiten zwischen Toraschrein und Tabernakel feststellt, konstatiert daher ein Element einer nicht als solche geplanten „Konvergenzgeschichte“ zwischen Judentum und Christentum.

GEBETE ZUR GABENBEREITUNG

In der katholischen Messliturgie sind zwei Gebete des Priesters enthalten, die jüdischen Lobsprüchen über den Wein sehr ähnlich sind: „Gepriesen bist du, Herr, unser Gott, Schöpfer der Welt. Du schenkst uns den Wein, die Frucht des Weinstocks und der menschlichen Arbeit. Wir bringen diesen Kelch vor dein Angesicht, damit er uns der Kelch des Heiles werde. Gepriesen bist du in Ewigkeit, Herr, unser Gott.“ Der Lobspruch über den Kidduschbecher kann mit ähnlichen Worten übersetzt werden: „Gepriesen bist du, Herr, unser Gott, König der Welt, der die Frucht des Weinstocks erschafft.“

Um die Parallelität anzuzeigen, ist der Begriff „Herr“ benützt. Er deutet die vier hebräischen Buchstaben des Namens Gottes an. Schon die lange vor Christus von Juden angefertigte griechische Bibelübersetzung verfährt so. In der deutschen Einheitsübersetzung der Bibel wurde dieser Brauch weitgehend übernommen. „Adonaj“ („Mein Herr“ im grammatischen Plural) ist auch in der jüdischen Liturgie die entsprechende Form der Anrede Gottes. Diese Parallele ist ein Erbe beider Religionen aus vorchristlicher Zeit.

Wenn rabbinische Regeln zur Konstruktion von Lobsprüchen herangezogen werden, passt die Wiederholung des „Gepriesen bist du ...“ am Ende des christlichen Gebets zur Gabenbereitung ebenfalls sehr gut. Der Abschluss entspricht einer Formel bei längeren Formen des Spruchs mit einem erweiterten Mittelteil. Im Gegensatz zum Vaterunser sind jüdische Gebete, die diesen Gebeten über Brot und Wein in der Gabenbereitung ähnlich sind, bestens belegt und sehr häufig rezitiert. Haben also in der katholischen Messe uralte Elemente einer gemeinsamen jüdisch-christlichen Vergangenheit die Trennungsgeschichte überdauert?

Ein Blick in die römische Messliturgie vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil zeigt, dass die heute üblichen Gebete zur Gabenbereitung nicht sehr alt sind. Dort fehlen sie. Im Zug der Reformen nach dem Konzil wurde fast keines der Priestergebete des Offertoriums der römischen Messliturgie seit dem Missale Romanum von 1570 ins neue Messbuch übernommen. Stattdessen griff die päpstliche Reformkommission auf die jüdischen Lobsprüche zum Kidduschbecher zurück und gestaltete aus ihnen die Gebete über Brot und Wein in der Gabenbereitung.

Diese Reform ist sehr positiv zu beurteilen, denn sie nimmt Jesus als Juden im Kontext rabbinischer und heute geübter jüdischer Bräuche wahr.

Darüber hinaus meinten schon vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil Gelehrte, gemeinsame Grundstrukturen der jüdischen Lobsprüche („*B'rakhot*“) und der christlichen Eucharistie zu erkennen, so dass auch das Hochgebet zutiefst mit diesen verwandt wäre. Repräsentiert damit das oben zitierte Gebet der Gabenbereitung über den Wein ein älteres Stadium als das eucharistische Hochgebet, das sich über die Jahrhunderte fortentwickelt hat und deswegen nicht mehr so deutlich diese „Grundstruktur“ aufweist? Joseph Andreas Jungmann begründete die Aufnahme der Gebete zur Gabenbereitung in die katholische Liturgie mit der Praxis Jesu, der sie als „alt-jüdische“ Gebete wohl ebenfalls gesprochen haben wird. Auch wenn diese Gebete zur Gabenbereitung heute keine dem Hochgebet vergleichbare Würde und Funktion haben, stellen sie doch mit derselben Dringlichkeit die Frage nach der Beziehung des Hochgebets zum Kiddusch im Judentum. ▷

In ihrer Form und liturgischen Position (nämlich vor dem Genuss von Wein oder Speisen) entsprechen die Gebete über die Gaben und das Hochgebet dem oben zitierten Kiddusch (der ebenfalls vor dem Genuss gesprochen wird). Nachdem gerade die Gebete zur Gabenbereitung in Anlehnung an den Kiddusch nach rabbinischen Quellen formuliert wurden, ist die Frage berechtigt, ob ihre Funktion im rabbinischen Judentum auch die Funktion der christlichen Gebete über Brot und Wein deutet oder sich als deren Vorläufer vermuten lässt.

In den jüngeren, rabbinischen Quellen (Babylonischer Talmud, B^erachot 35a) findet sich eine Deutung des Lobspruchs über Speisen vor dem Mahl, die in diesem Kontext aufhorchen lässt:

„Unsere Meister lehrten: Es ist dem Menschen verboten, etwas von dieser Welt ohne B^erakha zu genießen; wer etwas von dieser Welt ohne B^erakha genießt, begeht eine Veruntreuung [von etwas aus dem Besitz des Heiligtums].

Rav Jehuda sagte im Namen Schmu'els: Wenn jemand etwas von dieser Welt ohne B^erakha genießt, so ist dies ebenso, als genieße er von dem Himmel gehörigen heiligen Dingen, denn es heißt [in der Schrift]: Dem Herrn gehört die Erde und was sie erfüllt (Ps 24,1).

Rav Levi wies auf einen scheinbaren Widerspruch zu einem anderen Bibeltext) hin. Es heißt: dem Herrn gehört die Erde und was sie erfüllt. Dagegen heißt es aber auch: Der Himmel ist der Himmel des Herrn, die Erde aber gab er den Menschen (Ps 115,16). Wie ist das

JÜDISCHE UND CHRISTLICHE FESTE IM JAHRESKREIS

Der jüdische Jahreskreis ist in zwölf Monaten nach dem Mondlauf festgelegt, wobei zum Ausgleich mit dem Sonnenjahr (nach astronomischer Berechnung) gelegentlich ein 13. Monat eingeschoben wird. Bis auf einige Regeln der Kalendergestaltung sind die Feste von der Sieben-Tage Woche unabhängig.

In christlichen Jahreskreisen überlagern sich drei Systeme von Festen: (a) vom Ostertermin abhängige Tage, (b) im Sonnenjahr

verankerte Tage, (c) die Sonntage vor und nach Weihnachten und der nicht geprägten Zeit: sie sind vom Weihnachtsdatum und der Sieben-Tage Woche abhängig.

Der Ostertermin folgt in den christlichen Kirchen unterschiedlichen Berechnungsprinzipien, orientiert sich aber wie im Judentum am Mondlauf (und der Woche). Weihnachten und die Feste und Gedenktage sind im Sonnenjahr durch ein Datum und nicht in ihrer Distanz zu Ostern festgelegt.

Durch die periodische Anpassung des jüdischen Festjahres an das Sonnenjahr fallen jüdische und christliche Feste immer ungefähr in dieselben Jahreszeiten. Dadurch lässt sich die Grundstruktur der beiden Jahreszyklen vergleichen, obwohl sie nach unterschiedlichen Prinzipien konstruiert, zum Großteil unabhängig voneinander entstanden und in ihren Festinhalten nicht identisch sind.

JUDENTUM

1., 2. Tischri: **Neujahr**
10. Tischri: **Versöhnungstag**
15.-(22.) 23. Tischri: **Laubhüttenfest** und das Abschlussfest des Toralesezyklus

25. Kislev - 2. Tevet:
Chanukka, Fest der Tempelweihe, auch Lichterfest genannt (Anzünden von acht Lichtern über acht Tage)

14. Adar: **Purim**
(ausgelassenes Fest zur Geschichte des Esterbuches)

eventuell Schaltmonat (zusätzlicher Adar)

15.-(21.) 22. Nisan:
Pessach (Feier der Rettung aus Ägypten)
Periode des Zählens der Tage bis zum Wochenfest
33. Tag: **Lag ba-Omer**;

6. (+ 7.) Sivan **Wochenfest/Schavuot**
Fest der 10 Gebote
(50 Tage nach Pessach)

HERBST

WINTER

FRÜHJAHR

CHRISTENTUM

1. Nov. **Allerheiligen** (kath.)
3. Mittwoch im November: **Buß- und Betttag** (ev.)

Letzter Novembersonntag:
Christkönigsfest/Ewigkeitssonntag
1. Adventsonntag (Beginn des Kirchenjahres)
25. Dez. **Weihnachten**
6. Jan. **Erscheinung des Herrn**
2. Febr. **Darstellung des Herrn**

Aschermittwoch
(7. Woche vor Ostern); **Quadragesima**

Ostern
Osterzeit
Christi Himmelfahrt

Pfingsten
(50 Tage nach Ostern)

Dreifaltigkeitssonntag (Sonntag nach Pfingsten)

möglich? Das eine [das dem Herrn gehört ...] vor der B^erakha, das andere [was er der Erde gab ...] nach der B^erakha.“

Viele der antiken, christlichen Autoren, die über die Eucharistie sprechen, setzen eine sehr hohe Wertschätzung der konkreten Speisen, über denen der Vorsitzende des Gemeindemahls das entsprechende Gebet gesprochen hat, unter den Mitgliedern ihrer Gemeinden voraus. Wenn sich auch die scholastische Terminologie erst später entwickeln sollte, so sind in jedem Fall schon sehr früh Vorstellungen im Umlauf, die im Vollzug der Liturgie eine Veränderung des Brotes (und Weines) selbst sehen. Das eucharistische Gebet setzt für sie einen Unterschied. Im Hinblick auf die zitierten jüdischen Texte kann – zum Zweck der Vergleichbarkeit – allgemein formuliert werden, dass die christliche Eucharistie zuvor profane Speisen in die Sphäre Gottes stellt. Dagegen gibt der jüdische Lobspruch über den Speisen durch die Anerkennung des Rechtes Gottes an seinem Besitz die Güter für den Genuss der Menschen frei. Er nimmt die Speisen aus der Sphäre Gottes heraus. Aus der Zeit Jesu sind die Evangelien die einzigen Quellen, die für Form und Funktion der Gebete Jesu Daten zur Verfügung stellen. Sie lassen viele Fragen, die sich aus einem Vergleich mit den christlichen Texten ergäben, unbeantwortet. Wer die wesentlich jüngeren rabbinischen Auffassungen nicht einfach in die Zeit Jesu hineinlesen will, kann sich an die Texte der alten Kirche wenden. Dort finden sich große Unterschiede zu den zeitgleichen jüdischen Formen und deren Bedeutung.

Die Gebete zur katholischen Gabenbereitung können als Ausdruck des großen Respekts vor dem Judentum gewürdigt werden. Ihre christliche Umgestaltung verortet sie auch theologisch passend in einem neuen liturgischen Kontext. Historisch ist nicht ausgeschlossen, dass ihre Form eine Praxis Jesu imitiert. Sie wurden aber aus dem rabbinischen Kontext, in welchem ihre Form und Funktion beheimatet und definiert sind, übernommen. In dieser Funktion entsprechen sie – wie auch das eucharistische Hochgebet – nicht den jüdischen Vorbildern.

DER TABERNAKEL („Zelt“) dient (nur) in der römisch-katholischen Christenheit zur Aufbewahrung der in der Eucharistie übrig gebliebenen Hostien. Die klassische Form ähnelt der des Toraschreins, hat aber nichts mit ihr zu tun.



DER UNTERSCHIED MUSS BLEIBEN

Diese Beispiele deuten an, dass der Blick auf das heutige (und rabbinische) Judentum nicht zu den „Wurzeln“ des Christentums führt. Judentum und Christentum haben sich in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung rasch und für die folgende Geschichte prägend weiterentwickelt. Die Liturgie des Judentums ist nicht gleichsam in der Zeit Jesu stecken geblieben, so dass sie als Quelle für die Rekonstruktion dessen, was Christen gerne über jene Zeit wissen wollen, herangezogen werden kann. Unter den besprochenen Elementen zeigen das Vaterunser und die Gebete zur Gabenbereitung der katholischen Messe, dass durch jüdische Gebete im Christentum nicht eine uralte, gegen alle Tatsachen der Geschichte „eigentliche“ Identität von Judentum und Christentum zum Vorschein kommt, sondern dass trotz der gemeinsamen Trennungsgeschichte ein großes Potenzial an möglicher Konvergenz vorhanden ist.

Wenn die aus der Liturgiegeschichte erhobenen Beispiele verallgemeinert werden dürfen, ist Konvergenz nicht vorgegeben, sondern eine Aufgabe. Sie kann zum Beispiel durch die Nachahmung und Neukontextualisierung des Kiddusch in der Gabenbereitung als glücklich betrachtet werden. Was Juden und Christen nie gemeinsam hatten und auch der Funktion nach gegensätzlich verstanden wurde und wird, ist durch eine neue Praxis zu einer Brücke geworden.

Gegen jede abrahamitische Romantik sollten Christen das Judentum nicht als *eigentlich mit uns identisch* (und nur leider zufällig durch die Wirren der Geschichte getrennt und bloß an der Oberfläche verschieden), sondern als *vollkommen anders* (und vielleicht in der Zukunft etwas näher) wahrnehmen. Das Judentum ist ein eigenständiges, unabhängiges, in vielen Aspekten unergründliches Gegenüber und als solches faszinierend. ◀

DIE MENORA wurde zu einem Wahrzeichen des Judentums. Sie drückt die Gewissheit aus, dass Gott mit seinem Volk durch die Geschichte geht.

